

Nr. 107. Bromberg, den 31. Mai 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(3. Fortsetzung.) ——

6. Kapitel.

Es ist Spätherbst und ein Sonntagnachmittag. In der Wohnstube von Weißhaupts wird schon kurz nach vier Uhr die Gaslampe über dem einladend gedeckten Kaffeetisch entzündet.

Frau Luise Kramer, geborene Weißhaupt, des Hausherrn Schwester, und ihre Tochter, eine fünfundzwanzigjährige, farblose Blondine, sind heute bei dem alten Ehepaar Kaffeegäste.

Therese hat einen großen Napfkuchen gebacken. Dazu trinken sie goldgelben Kaffee.

Mutter und Tochter wechseln ab in Ausrufen des Entzückens über die gebotenen Genüsse. Bis es dem alten Herrn zuviel wird, und er sagt: „Na ja, na ja, wir glauben's euch ja auch so, Luise. Macht doch nicht so viel Aufhebens von dem lappigen Kaffee."

Erstaunt blicken die beiden Damen auf. Dann fragt die Tochter: „Ich habe ja die Christine noch gar nicht gesehen. Die trinkt wohl bei Therese in der Küche Kaffee?"

„Nein, liebe Olga, die trinkt für gewöhnlich hier bei uns am Tisch ihren Kaffee, denn ich wüßte nicht, was meine Kontoristin noch in der Küche zu suchen hätte," entgegnet etwas gereizt der Onkel, und seine Gattin lenkt schnell ein:

„Sie ist heute gleich nach Tisch ins Waisenhaus gegangen, wollte aber zum Kaffee wieder zurück sein. Sie ist wohl aufgehalten worden, denn sie ist doch sonst so pünktlich."

„Die Christine scheint ja in allem ein Muster von einem Menschen zu sein?" sagte da spitz Frau Kramer. „Ich denke aber manchmal, ob Ihr nicht doch etwas übertreibt mit dem Mädchen — und was Ihr sie alles habt lernen lassen! Es ist ja alles recht schön und gut, aber Undank ist nun mal der Welt Lohn, und weshalb sollte Christine eine Ausnahme davon machen?"

„Weil sie eine grundanständige Gesinnung hat, liebe Schwester!"

„Ach, mit siebzehn Jahren kann man bei einem Menschen doch wohl kaum schon von feststehender Gesinnung reden," ereiferte sich die alte Dame.

„Ich denke, die hängt nicht von den Jahren eines Menschen ab. Die hat man von Kindesbeinen an, oder man hat sie nie. Oder denkst du, mit siebzehn Jahren ist man noch ein durch und durch unanständiger Kerl und entpuppt sich plötzlich im achtzehnten als nobler Charakter?"

„Wie du das so sagst, Karl — ich meine bloß, Ihr wißt doch gar nicht, woher Christine stammt, und ob ihre Eltern einwandfreie Menschen waren — — —"

Da ertönte die Flurglocke, und Christinens Stimme wird gleich darauf hörbar.

„Tag, Therese; gelt, ich bin zu spät? Und ich habe mich doch so beeilt, denn Ihr guter Kuchen lockte mich auf dem ganzen Heimweg, wie der Futterstall das Pferd," lacht sie fröhlich.

Dann tritt sie mit frischen, roten Backen und glänzenden Augen in die Stube.

„Entschuldigen Sie, bitte, Frau Weißhaupt', beginnt sie, „ich mußte mit der Hausmutter doch länger feilschen, als ich glaubte."

„Mit Erfolg?" fragt ihr Chef.

„Ja", nickt sie froh.

Dann begrüßt sie höflich und bescheiden die beiden Damen, die aufmerksam Christine beobachten, als sähen sie diese heute zum ersten Male.

„Sie hat sich mächtig rausgemacht", denkt die Mutter, und „Gott, wie sie sich hier aufspielt, wo sie doch von Rechtswegen ihren Platz in der Küche hätte —" denkt mißmutig die Tochter. Sie hatte bemerkt, wie ihre Tante mit liebevollem Blick Christine ein Stück Kuchen auf den Teller geschoben hatte. Dann musterte sie verstohlen die dunkelblaue Seidenbluse Christines. „Sicher ein Geschenk Tantens!" denkt sie weiter und muß dabei zugestehen, daß diese Bluse das junge schlanke Mädchen vorzüglich kleidet, und daß überhaupt ihr ganzes Äußere vornehm wirkt. Die braunen Zöpfe, um den feinen Kopf geschlungen, flimmern im Lampenschein manchmal wie Goldfäden über dem schmalen Gesicht.

„Christine, du wirst doch noch einmal rote Haare bekommen?" neckt Herr Weißhaupt, und sie greift mit beiden Händen erschrocken an den Kopf.

„Ach, schon so eitel?" spöttelt Fräulein Olga.

„Na, mit siebzig Jahren hat sie das nicht mehr nötig, liebe Olga", verteidigt der Onkel Christine.

„Ich weiß nicht, ob das Eitelkeit ist, aber ich möchte gewiß keine roten Haare haben", sagt diese nun bescheiden.

„Oh, es gab berühmte Schönheiten, als deren schönster Schmuck ihr rotes Haar bezeichnet wurde", lächelte Fräulein Olga überlegen auf Christine herab.

„Ich möchte auch keine berühmte Schönheit sein", entgegnet ihr ruhig Christine.

„Na, na, das sagen Sie mal nicht", mischte sich nun Frau Kramer ins Gespräch. „Das wäre doch ein großer Reichtum für Sie."

„Ich würde jedenfalls Reichtümer, die sich mit den Jahren vermehren, anstatt verringern, vorziehen," erklärte Christine in liebenswürdigem Tone.

„Hahaha — — —" lacht da der alte Herr vergnügt auf. „Ich sag's ja, das Mädel ist eben doch der geborene Kaufmann. — Na, ich bin begierig, was du mir nun von deinem ersten selbständigen Geschäft im Waisenhaus berichten wirst!" Dann lacht er noch einmal kurz auf und sagt: „Na, nun schieß mal los!"

„Die Hausmutter hat mir fest zugesagt, daß sie von nun an alles, was sie an Stoffen und Wäsche benötigen, bei uns bestellen wird — vorausgesetzt, daß wir ebenso leistungsfähig sind wie die Konkurrenz. Na, das sind wir ja glücklicherweise! Es ist immerhin kein kleiner Bedarf, den das Waisenhaus das Jahr über hat, und ich habe — Ihrer Zustimmung gewiß — schon darauf bei den Preisen Rücksicht genommen."

Christine war ganz bei der Sache, als sie klar und ernst ihren Bericht vortrug. Frau Weißhaupt nickte ihr beifällig zu, und ihr Gatte klopfte dem jungen Mädchen wohlwollend auf die Schulter: „Bist ein tüchtiges Mädel, Christine!" Und zu den Verwandten gewendet: „Schade, daß sie nicht in einem großen Betrieb steckt. Sie würde sich in kurzer Zeit mit beiden Ellenbogen Platz schaffen, um an die Oberfläche zu kommen." — — — —

Christine bewohnte nach wie vor ihre kleine Mansardenstube. Es war darin noch alles, wie am Tage ihres Eintritts in das Weißhauptsche Haus, nur ein kleines Bücherregal hatte inzwischen an der Längswand der Stube Platz gefunden. Darauf standen nur wenige Bücher, deren Einband und Blätter, wie bei vielgelesenen Exemplaren, abgegriffen aussahen. Es waren Lehrbücher der französischen, englischen und spanischen Sprache.

Eines Tages war da, als Christine noch im ersten Jahre ihrer Lehre war, eine Karte von einem englischen Kunden aus den Kolonien gekommen. Weder der alte Herr, noch Fräulein Drewitz verstanden Englisch, und eben wollte man Christine mit der Karte nach einem Übersetzungsbureau schicken, als diese schüchtern sagte:

„Vielleicht kann ich sie lesen, Herr Weißhaupt. Ich habe im Waisenhaus vier Jahre Englisch und Französisch gelernt mit einer Schülerin, die hier die Töchterschule besuchte."

Und sie las erst stockend und dann fließend den Inhalt der Karte.

„Nu sieh mal einer so'n Ding!" hatte da der alte Herr in höchstem Staunen gerufen. „Und davon piepst du nie einen Ton und — — —" Er hatte nicht zu Ende gesprochen, sondern sich an die Stirn geschlagen und dann gemeint: „Darüber verhandeln wir nachher, du Duckmäuserin!"

Er hatte seine Rührung kaum verbergen können über das Kind, das so still und anspruchslos da neben ihnen lebte.

Sie hatte wieder lernen dürfen von diesem Tage an, und Christine fand mehr und mehr eine Heimat in Haus und Herzen der alten Leute.

Sechs Wochen seit jenem Sonntag nachmittag sind nun verflossen. Christine stößt eben den Laden ihrer Stube auf und wirft schnell einen Blick auf den noch im Morgendunkel liegenden Marktplatz. Das Klappern der Stiefelabsätze des vorübereilenden Bäcker- und Milchjungen auf dem hartgefrorenen Straßenpflaster mahnt Christine an das Frühstück und löst ein wohliges Behagen in ihr aus. Sie wird gleich unten sein in der mollig durchwärmten Stube und — — — —

„Christine, Christine", schallt es die Treppe herauf. „Komm' doch mal schnell herunter."

Hatte nicht Theresens Stimme wie in zitternder Angst geklungen?

Sie rennt die Treppe hinab. „Ja, ich komme; ist was passiert?"

Und sie hört aus dem Schlafzimmer der alten Weißhaupts die jammernde Stimme Frau Weißhaupts und die tröstende Theresens, und tastet sich im dunklen Korridor zur Türe.

„Schnell, Christine, lauf zum Arzt, der Herr — — —", und Therese deutet nach dem blassen Mann mit dem verzerrten, fast unkenntlichen Gesicht — dann drängt sie Christine wieder zur Türe hinaus.

Die läuft wie im Traume auf die Straße. Sie spürt keine Kälte und läuft zweimal am Hause des Arztes vorüber, ehe sie vor seiner Türe steht und auf die Klingel drückt. Die Kehle ist ihr wie zugeschnürt vor entsetzlicher Angst um den gütigen alten Mann, der ihr ein so fürsorglicher Vater geworden war.

Und dann steht sie wieder in peinigender Furcht vor dem Schlafzimmer, darinnen nun der Arzt seines Amtes waltet. — Ein lautes Klopfen an der Haustüre schreckt sie auf. „Oh Gott — das Geschäft — das Personal —" flüsterte sie, sich ihrer Pflichten erinnernd, und eilt hinunter.

Von Stund' an ruht auf ihren jungen Schultern die ganze Verantwortung für das Geschäft. Da ist kein Wäscheband und keine Faktura, die nicht durch ihre Hände gehen. Sie expediert und fertigt Boten ab, dabei formuliert sie im Geist die Antwort auf ein am Morgen eingegangenes Schreiben, kontrolliert die Lagerbestände und gibt Waren heraus. Unermüdlich tut sie ihre Pflicht, und der Kranke droben spricht zu seiner Frau mit müder, etwas gebrochener Stimme: „Wenn wir das Mädel, die Christine, jetzt nicht hätten, Minna!"

„Ja, Karl. Du kannst ganz ruhig sein, es geht alles seinen rechten Gang."

Er nickt und sieht betrübt auf die gelähmte Hand: „Die da muß nun feiern, und hat doch so gerne gearbeitet — —."

Sie streicht ihm sachte mit ihren kleinen zittrigen Fingern über die Hand. „Die wird wieder arbeiten, Karl. Quäle dich nicht mit trüben Gedanken. Unser Leben war doch so reich bis jetzt an Glück und Segen — denn wie sollte man es anders nennen, da wir bis heute beisammen bleiben durften. Keiner ließ den andern allein, und so soll es bleiben — bis zuletzt. — Und das Geschäft weißt du ja in guten Händen. Christine wird, wie ich sie kenne, ihre Ehre darein setzen, dir, wenn du das erstemal wieder hinunter kommst, zu zeigen, daß sie dein Vertrauen in jeder Weise gerechtfertigt hat."

„Ja, das Mädel!" lächelte er nun wieder hoffnungsfroher, und seine Augen blicken die treue Lebensgefährtin dankbar an.

Langsam schreitet die Besserung voran. Christine ist froh und guter Laune. Ihre Jugend weiß noch nichts von Tod und Sterben, und der alte Herr macht bereits wieder seine Scherze mit ihr, nennt sie „Jungfer" und „Fräulein Geschäftsführerin", fragt, ob der Konkurs schon bald in Aussicht sei — also hat sie allen Grund, wieder vergnügt zu sein.

Sie sitzt an ihrer Schreibmaschine und nimmt eben ein Schreiben von der Walze, als es klopft.

„Ach, Herr Haußen!" ruft sie fröhlich dem eintretenden Herrn entgegen und streckt ihm die Hand hin. „Gut, daß Sie kommen, ich warte brennend auf Ihre Muster."

„Na, dann ist s ja man gut, daß ich meine Sehnsucht nach Ihnen nicht länger mehr bemeistern konnte, Fräuleinchen", lacht er und fragt dann nach dem Chef.

Christine erzählt nun von dessen Erkrankung, und daß es ihm jetzt zum Glück wieder viel besser gehe.

„Aber diesmal müssen Sie schon mit mir verhandeln, Herr Haußen; denn Herr Weißhaupt darf noch nichts vom Geschäft hören. Sie wissen ja, daß ich was davon verstehe, und Herr Weißhaupt verläßt sich auch ganz auf mich in diesen Fragen."

„Weiß schon — weiß schon, Fräulein Berthold, was Sie los haben. Teufel auch, man kommt doch in der Welt rum als Reisender, um so die Unterschiede kennen zu lernen." Er hatte den schwarzen Handkoffer geöffnet und breitete die Muster vor Christine aus.

„Also, was brauchen wir denn diesmal?" fragte er mit breiter Behaglichkeit, so wie ein Onkel zu seinem kleinen Nichtchen spricht.

Christine schob gleich die ersten buntfarbigen Muster zur Seite: „Nein, Herr Haußen, nur weiß. Zeigen Sie mir mal die neuen porösen Sportsachen." Und sie nahm prüfend den Stoff vor die Augen, nahm ihn dann zwischen beide Fäuste und spannte ihn ganz schnell mit klapperndem Geräusch mehrmals auseinander.

Ihre schnelle und durchaus sichere Art, wie sie fast auf den ersten Blick das Brauchbare für sie erkannte, veranlaßte den älteren Reisenden zu der Bemerkung:

„Donnersachsen nochmal, Sie haben ja eine großartige Warenkenntnis. Sie müßten Einkäuferein oder so was in einem großen Exporthaus werden. Schade, daß Sie in dem kleinen Nest hier sitzen."

„Was schade?" rief Christine. „Ich bin glücklich, daß ich hier sitzen kann. Ich möchte um keinen Preis dies Haus verlassen."

„Nun natürlich, so meinte ich's ja auch gar nicht, aber immer, wenn ich herkomme, muß ich denken, Sie paßten so mit Ihrer ganzen geschäftlichen Veranlagung und Kenntnissen in meine Heimatstadt."

„Wie heißt denn die?"

„Na — Hamburg! Fräulein Berthold, das müßten Sie doch an meinem „ß-sprechen" erkennen."

Christine rieselt es heiß zum Herzen. „Wieder Hamburg", denkt sie, und wie weiche wohlige Nebel wollen sich die Bilder der Kindheit um sie legen. Doch sie sagt rasch: „Ach, aus Hamburg? Aber —" fügt sie lächelnd hinzu, „das ist weit, und jetzt bin ich ja noch hier."

„Gewiß, gewiß — aber man kann ja nie wissen, wie alles mal kommt — jedenfalls wissen Sie ja meine Adresse. Ich kann Ihnen da gern behilflich sein, und so'n fixen Menschen, wie Sie sind, nimmt jedes Geschäft gern auf. — Das hat ja auch noch gute Wege, denn vorläufig wird Herr Weißhaupt das Geschäft noch nicht in fremde Hände übergehen lassen."

Christine hat inzwischen gewählt und die Preise notiert. — Haußen spricht noch über das Wetter und was der viele Schnee wohl wieder für Überschwemmungen nach sich ziehen werde, flicht auch noch etwas Politik in seine Rede und verabschiedet sich dann wieder mit guten Wünschen für die Gesundheit des Herrn Chefs und das Wohlergehen Christinens. — Weit eher, als Christine gedacht, sah sie sich veranlaßt, Haußens Vorschlag ernstlich in Erwägung zu ziehen. — —

Kaum fünf Wochen waren seit dem Besuch des Reisenden vergangen, da war der gütige Mann da oben unerwartet einem zweiten Schlaganfall erlegen.

Als sein Sarg hinabgetragen wurde und Christine mit großen starren Augen an der Treppenwand stand, da hörte sie neben sich einen leisen Seufzer und sah noch eben Frau Weißhaupt zur Erde gleiten.

Rasch kniete sie neben der Sinkenden, eine Flut von Trostesworten in der Kehle. Doch mit einem entsetzten Aufschrei prallte sie zurück: „Herrgott, Therese — sie stirbt!" rief sie mit erblaßten Lippen. Mit einem Blick gewahrte auch die alte Dienerin die schnelle Veränderung in dem Gesicht ihrer Herrin. Die alte Frau ging als treue Weggenossin mit dem geliebten Manne, wie sie es Zeit ihres Lebens getan hatte.

Als Christine zwei Tage später vom Begräbnis der Frau Weißhaupt nach Hause kam, wußte sie, daß ihres Bleibens in diesem ihr so liebgewordenen Hause nicht mehr lange sein könnte. Unterwegs hatte sie gehört, daß das Geschäft so lange geschlossen bleiben sollte, bis sich ein günstiger Käufer dafür

stände. Wehen Herzens suchte sie Therese auf und schlang verzweifelt die Arme um den Hals der greisen Dienerin: „Jetzt bin ich erst eine Waise — ich habe mit ihnen Eltern und Heimat zugleich verloren," jammerte sie, und die alten, arbeitsreichen Hände streichelten tröstend das fassungslose Geschöpf.

„Ich habe vierzig Jahre meines Lebens bei ihnen verbracht," sprach mit zittriger Stimme das alte Weiblein und wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Jetzt bin ich alt und zu nichts mehr nütze — du aber bist jung, und die ganze Welt steht dir noch offen."

Da entsann sich Christine mit einem Male des Gespräches mit dem Reisenden Hanßen. — Ja, jetzt mußte sie ihm schreiben und ihn um seinen Rat und seine Fürsprache bitten, denn sie war heimat- und stellenlos zugleich geworden. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldvogel.

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Der kleine Fischereihafen an der belgischen Kanalküste duckte sich unter bleiwolkigem Himmel. Die See schlug das Ufer mit weißkralligen Tatzen. Rauch riß in wagerechten Fetzen von den Schloten. Der Sturm ließ aber schon nach. Gegen Mittag klarte das Wetter auf.

In verfallenem Unterstand, traurigem Rest des Krieges, hockten auf Kisten und Gerümpel verwegene Gestalten, Zigaretten rauchend. Schweigend. Raubritter aus aller Herren Länder. Einer mit einem Fuchsgesicht hatte Kopfhörer umgelegt und horchte gespannt. In einem eisernen Öfchen knallte feuchtes Holz.

Ein hakennasiger Halunke brüllte: „Alles Schwindel! Liegen schon seit Tagen auf der Lauer und hören jeden Tag, daß der „Goldvogel" nicht fliegt. Verfluchte Warterei!"

Die Kumpane brummten und spieen kräftig aus.

„Ich sage Euch, die drüben haben den Vogel selbst abgeschnappt und sind längst über alle Berge. Lohnt sich schon ...!"

Aus dem Dunkel schlugen erregte Flüche: „Goddam, Boys, er kann recht haben. Seit Tagen hören wir nichts. Wir warten verge...!" Dieses Wort zerbrach jäh der Mann mit den Kopfhörern, der hochsprang, gespannt lauschte, rasend schrieb, horchte und verglich. Jan van de Loo, der mit dem breiten, roten Gesicht, schaute auf das Blatt, konnte das Geschmier aber nicht lesen. Da warf der Funker die Hörer hin, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Whiskyflasche und schrie dann:

„Er fliegt! — Hört: Lassen heute 12.30 Uhr Brieftauben ab — 4 Körbe — je 3 Stück — 3 T — Ziel Köln — alles junge Tiere... heißt also, daß heute um 12.30 Uhr ein dreimotoriger Doppeldecker mit 4 Mann Besatzung und 3 Tonnen Goldbarren nach Köln startet. Jetzt ist es zehn Uhr, mithin höchste Zeit zum Auslaufen. Um 12 Uhr müssen wir an Ort und Stelle sein. Los, Boys, 3 Tonnen Gold sind kein Suppengrün!"

Die Männer sprangen erregt hoch, stolperten aus dem Unterstand, und in wenigen Minuten stach der Segler bei Windstärke 6 in See. Kaum aus Küstensicht, wurden alle Segel gerafft, ein Motor begann zu tacken, eine Schraube schlug wirbelnd das Wasser, und in voller Fahrt hielt der „Segler" Kurs Nordnordost auf die britische Kanalküste zu. — —

— — Unterdessen stand auf dem Flugplatz Croyden unauffällig ein großes Lastauto in der Nähe eines riesigen dreimotorigen Doppeldeckers. Männer in dunklen Mänteln trugen kleine schwere Kisten in das startbereite Flugzeug. Das wäre weiter nicht aufgefallen, wenn diese Männer nicht Pistolen unter dem Mantel getragen hätten. Außerdem bemerkten Kundige, daß die Militärposten des Flugplatzes verdoppelt waren. Die Sorgfalt, mit der die Kisten behandelt wurden, ließ auf Sprengstoff schließen.

Jim Jnow wußte das besser. Er schleppte in öligem Lederzeug irgend welche Kannen herbei, spitzte die Ohren und biederte sich mit einigen Zigaretten den Monteuren des Doppeldeckers an, die ihn für ihresgleichen von einem der vielen Apparate hielten. Bald hatte er heraus, daß der Doppeldecker 12.30 Uhr Richtung Köln starten würde. Da er in den Kistenträgern Beamte der Bank von England erkannt hatte, wußte er genug. Mit überflüssigen Benzinkannen beladen, schritt er pfeifend zum Ausgang. Kaum aus Sichtweite, flogen die Kannen in die Hecke. Jim eilte zu einer Wirtschaft, schwang sich auf sein Motorrad, und bald brauste er laut knatternd über eine Landstraße. Weit draußen erwartete ihn vor einer verödeten Kesselfabrik Fred Worby, dem er seine Erkundigungen überhastet mitteilte. Der schritt ruhig an eine geheime Sendestation und funkte in vorher verabredeter Textverkleidung die Nachricht an die belgische Küste. — —

— — Im Kanal spritzten kurze Brecher weißen Gischt. Ein Segler schwankte mit gefällten Masten durch die Wogen. Zerfetzte Segel klatschten im Winde. Notflagge schrie stumm um Hilfe. Jim hielt, so lange nichts in Sicht war, tabakkauend das Ruder, um auf der Höhe der Luftlinienroute zu bleiben. Die übrigen Raubgesellen schauten durch ihre Gläser gen Himmel. Jan pfiff einen Matrosensang.

Plötzlich trug der umspringende Wind das hohe Gebrumm von Motoren heran. Schon tauchte in der Ferne der kaum wahrnehmbare silbrige Doppelstrich eines Flugzeuges in den Wolken auf. Wie elektrisiert sprang alles auf und rannte an die vereinbarten Plätze. Das Fuchsgesicht saß in der Funkzelle und ließ S-O-S-Rufe in den Raum knattern. Man wußte, daß das Riesenflugzeug eine Funkanlage mitführte. Der Motor wurde abgestellt, das Ruder sich selbst überlassen. Schon begann der Segler willenlos im Wasser zu torkeln. Die Masten hingen über Bord, gerissenes Tauwerk lag fetzig auf Deck.

Das Flugzeug flog in mäßiger Höhe. Schon erkannte man die drei blitzenden Kreise der rasenden Propeller. Der Apparat hielt scharf Südost. Der Segler lag westwärts ab.

„Verflucht, man sieht uns nicht!" In diesem Augenblick entfaltete sich am Heck des Flugzeuges eine Signalflagge. Der Apparat schwenkte herum. Jim schrie Hurra, wofür er von Jan eine aufs Maul bekam, die alle verfrühte Begeisterung wuchtig zudeckte. Der Doppeldecker kam in langer Kurve tiefer. An Bord des Seglers wurde nun vorsichtig das versteckte Maschinengewehr gerichtet. Pistolen blitzten in allen Händen, Handgranatenstiele schauten aus den Hosentaschen.

Nun stand der Apparat über ihnen. Die Mannschaft schwenkte Tücher. Der Apparat kam in kurzer Spirale herab. Aus den Kabinenfenstern schauten Köpfe. Man gestikulierte und war sich scheinbar nicht klar, wie man die Mannschaft des Seglers retten sollte. Aus dem Rumpf des Flugzeuges schwenkte eine Strickleiter herab. In diesem Augenblick begann das Maschinengewehr zu knattern. Das schienen die droben bei dem Toben der Propeller nicht zu hören. Als jedoch einige Kugeln durch die Tragflächen klatschten und ein Kabinenfenster zersprang, schauten die Monteure erstaunt auf die Löcher und ahnten sogleich, um was es sich handelte. Nun sahen sie auch den Mündungsrauch des Maschinengewehrs, erinnerten sich des mitgeführten Goldes und wußten Bescheid. Ein kurzes Zeichen zum Führer, und in steiler Schraube stieg das Flugzeug schnell empor. Eine Kamera hielt das Bild des Seglers fest. Dann war das Flugzeug rasch in den Wolken verschwunden, indes die Raubgesellen wie dumme Jungen auf Deck herumstanden. Nun hob ein großes Fluchen und Verwünschen an. Eine Schlägerei drohte auszubrechen, als am Horizont schwerer Rauch aufwolkte. Ein englischer Kreuzer. Mit Vollgas und schleifenden Masten gings zur belgischen Küste zurück. ... Als der Kreuzer außer Sicht war, ging man daran, die Masten aufzurichten, Taue zu knüpfen und die richtigen Segel zu setzen.

Nach einer Weile war aus dem „Wrack" wieder ein flotter Segler geworden, der jetzt mit vollen Segeln und mit Motorkraft dem Hafen zusteuerte. Kaum hatte der harmlose Segler angelegt, als die Hafenpolizei und ein Gendarmeriekommando erschienen und die ganze Bande festnahmen. Verdutztere Gesichter, als diese Goldvogeljäger sie machten, hat man selten gesehen.

Das Flugzeug hatte den nächsten Flughafen angeflogen — die Platte war inzwischen unterwegs entwickelt worden — und der Polizei Meldung erstattet. Diese hatte die in Betracht kommenden Häfen durch Funkspruch verständigt. In dem kleinen Fischereihafen wußte man gleich, was los war, da der „Segler" schon lange aufgefallen war.

So kam es, daß die schlauen Goldvogeljäger statt des fetten Goldvogels selber ins Garn gingen, in dem sie noch jahrelang festhängen werden. In den Zeitungen las man tags darauf eine kurze Notiz von dem gelungenen, bisher größten Goldtransport auf dem Luftwege für die Reichsbank.

Cordillerenritt.

Erzählung von Suse Tornwaldt.

Es ist lebhaft in unserem Patio. Drei Maultiere knurschen den Mais, den Juan, der Indianerjunge, ihnen auf die Erde geschüttet, und da Sanftmut keine Maultiertugend ist, so kommen sie sich dabei ins Gehege. Loba aber fühlt sich verpflichtet, Schlichtungsausschuß zu spielen, indem sie laut bellend zwischen die Beine dieser Tiere fährt,

Wir sind in der Zuckerrohr-Provinz Tucuman. Leuchtend im Sonnenschein liegen die Cordilleren mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor uns. Morgen werden wir hinreiten — durch den Urwaldrand wie schon oft, unter Lorbeerstämmen und wilden Apfelsinenbäumen mit goldenen Früchten — und weiter zu einem Dorf, das 2000 Meter hoch in einem Bergtal liegt. Tafi del Valle heißt dieses erste Ziel.

Morgens um 4 Uhr wird bei Laternenschein gesattelt. Maultiere und Criollosättel — beides ist ungewohnt und bewährt sich sehr im Laufe der nächsten Tage. Das kleinste Mula bekommt die Last, die in zwei dicken Säcken über dem Packsattel absteht und dem kleinen Vieh bis an die langen Ohren reicht. „Taboáda" stöhnt — so fest wird die Schlinge um sein rundliches Bäuchlein gezogen. (Ich habe die drei der Einfachheit halber nach ihren Besitzern getauft.) Don Felipe, der Führer, reitet ein Pferd, das hierzulande billiger ist als ein gutes Maultier.

Wir wollten Tafi del Valle auf dem steilen und nicht ungefährlichen Weg über die „Cumbre de Sauce guacho" erreichen, aber nachts hatte es geregnet, und bevor wir die eintönigen Zuckerrohrfelder der Ebene verließen, begegnete uns Don Julian Massa, unser alter Käsehändler. Temperamentvoll drehte er seine schmalen Indianerhände hin und her: „Reitet ja nicht auf diesem Weg — er ist nach dem Regen glitschig, sumpfig und unpassierbar." Da wählen wir den weiteren durch das „Ventanita" (das Fensterchen), auf dem zur Erntezeit die Bergleute in die Zuckerrohrebene zu kommen pflegen.

Endlich haben wir Canja, Drahtzäune und Zivilisation überwunden und sind im Urwald. Mannshoher Farn wuchert unter den gewaltigen Lorbeer- und Quebracho colorado-Bäumen, deren Holz so fest und schwer ist wie Eisen. Halbwilde Pferde und Rinder haben Pfade in diese Wildnis getreten, denen wir folgen. Oft geht es sehr steil, in Wasserrinnen bergauf — es kommt manchem unritterlich vor, dabei im Sattel zu bleiben, ist hier aber durchaus üblich — und immer wieder kreuzen wir Flüsse, durch deren schäumende Wasserstrudel und spitzsteinige Betten unsere Mulas mit großer Selbstverständlichkeit uns tragen.

Wir bleiben diese erste Nacht in dem Rancho von Holzfällern, der mit anderen zusammen an einer weiten, schönen Lichtung liegt. „Negro Potrero" heißt sie, und ihre Bewohner sind arme Teufel, die um das dürftigste tägliche Brot dem reichen Estanciero fronen, dem diese viele Meilen weiten Wälder gehören. Es übernachtet ein reicher Criollo dort mit uns zusammen, der in dem Besitz eines fabelhaft schönen Maultieres ist und sich in einen Vicuniaponcho hüllt, den ich auf mehrere hundert Peso taxiere. Unausgesetzt kredenzt sein Diener ihm das Nationalgetränk, den süßen Mate, der durch ein Silberröhrchen aus kleinem rundem Kürbis getrunken wird. Don Felipe legt Wert darauf, mit ihm am folgenden Morgen gemeinsam weiterzureiten, aber nach kurzer Zeit weigern wir uns, das Wettrennen mitzumachen. Tiere sind keine Maschinen. Meine Geduld reißt endgültig, als Felipe, um sich nicht aufzuhalten, das gute kleine Packmula daran hindert, im Fluß zu trinken. Ich erkläre ihm, daß wir die Natur zu genießen wünschten und nicht sehen wollten, „wer am schnellsten reiten kann". Gringos! (das ist der Spottname für uns Europäer) denkt Don Felipe sichtbar und verachtungsvoll.

Die Natur ist unbeschreiblich schön und wechselvoll. Wir reiten durch Domgewölbe von Lorbeerbäumen, die mit Orchideen und Lianen umsponnen sind — zwischen altersgrauen, blätterlosen Stämmen, die Schleier von langem, grauem Bartmoos tragen, über grünen Grund, auf dem gelbe Anemonen blühen, während in den Felsen bunte Begonien leuchten und die hohen Büsche der wilden Fuchsien ihre Blüten wie Blutstropfen über den Weg hängen. Manchesmal begegnen wir starkem halbwildem Vieh. Wild gibt es gar nicht. Nur Papageien, Singvögel und Schmetterlinge — und Murmeltierchen, die drolligen kleinen Cops.

Loba, das zierliche Wölfchen, läuft tapfer mit, aber am zweiten Tage merke ich, wie müde sie wird. Da will ich sie heimlich, um bei Felipe nicht in den Verdacht rettungslosen Schwachsinns zu geraten, zu mir auf den Sattel nehmen und bereichere dabei mein Wissen durch eine nachdrückliche Erfahrung. Geht man hinter einem Pferd vorüber und packt es fest in den Schwanz, so keilt es nicht — das gleiche Verfahren regt dagegen ein Mula zu dieser Tätigkeit scheinbar außerordentlich an. . . Ich sammle mein armes Gebein und die Loba auf, und wir traben hinter den anderen her.

Immer mehr der steilen Wasserrinnen tauchen auf. Eine geradezu brausende Vegetationsfülle stürzt von den Felswänden: Papyrus-, Bambus-, Rankpflanzen aller Art. Als wir am „Ventanita" sind, dem Felsloch auf dem Grat, das dem Weg den Namen gibt, durchbricht die Sonne den Wolkennebel und beleuchtet die Täler, die sich zu beiden Seiten von uns ausbreiten. Während wir dort halten — zu Don Felipes verständnislosem Grimm — und uns an der Schönheit freuen, kommt ein Trupp Bergbewohner von Santa Maria uns entgegen, der zur Ernte nach Tucumán hinunterzieht. Sie reiten ihre kleinen zähen Pferdchen meist familienweise. Die Frauen, in ihren farbenfrohen Kleidern und der schwarzen Manta um das braune Gesicht, haben immer einen Sprößling auf dem Schoß und ein bis zwei liegen irgendwie hinten auf der Pferdekruppe. Das heißt man hierzulande „en anca" reiten und würde in einem heimatlichen Zirkus immerhin Eindruck erwecken. Die Männer tragen den leuchtend roten Poncho von Santa Maria und haben die älteren Familienjahrgänge hinter sich. Große Mädchen sitzen immer seitwärts und trommeln vergnügt mit den nackten Beinen in Lackschuhen auf den geduldigen Pferdchen, denn vergnügt sind sie alle und Lackschuhe gehören bis in den tiefsten Urwald hinein zum guten Ton. („Que le vaya bien!" (daß es Euch wohl gehen möge!) grüßen wir uns gegenseitig zum Abschied. . . . Steilab geht es vom Grat. Dann wechselnd, weniger steil, bergauf, bergab. Weite Steinflächen durchreiten wir, unterbrochen von niederem Gestrüpp und kurzem, saftgrünem Gras — ein Eldorado für unzähliges Rindvieh. Neben uns braust der Rio de la Angostura.

„Da ist die Tafé del Valle", sagt Don Felipe einige Stunden später. — „Wo?". Man sieht die Berge sich um ein Teil zu Einzelgruppen gliedern, aber in diesem Tal scheint nichts zu sein, als herrliche Hängeweiden. Er lacht. „Tafé hat über 2000 Einwohner, Kirche, Schule und Warenläden." Nach einstündigem Ritt in der glühenden Nachmittagssonne sehen wir das erste Haus, dann folgt Gehöft auf Gehöft — jedes verhüllt von seinen Weiden, wie von einem Mantel. Es sind Trauerweiden, wie wir sie nicht kennen, deren mehrere Meter lange Zweige wie grüne Wasserfälle rieseln. In den Koppeln grasen zwischen den Kühen und Pferden auch Lamas und beäugen uns neugierig aus großen, dunklen, langbewimperten Augen.

Der Rio de la Angostura teilt den ausgedehnten Ort in zwei Teile. In der Regenzeit durchaus; dann ist er zu Pferde unpassierbar, und eine Brücke gibt es nicht. Auf den unvernünftigen Gedanken, jemals zu Fuß zu gehen, kann überhaupt nur ein verrückter Gringo kommen.

Etwas erhöht, mit wundervollem Blick über das Tal, den Fluß und in die Berge haben die Jesuiten sich eine Sommerfrische geschaffen. Ein liebenswürdiger Pater zeigt uns am folgenden Tage dieses Refugium der erholungsbedürftigen Tucumáner Geistlichkeit und führt uns voll Stolz in die kleine Kirche. Am überraschendsten aber war mir der herrliche Obstgarten unseres Wirtes, des lustigen alten Senjor Riobravo, in dem die köstlichsten Birnen und Äpfel in einer Höhe von 2000 Meter wachsen.

Unsere einfache Lehmbodenstube liegt an der sehr belebten Dorfstraße. Sie hat nur eine Tür und kein Fenster. Natürlich steht diese Tür den ganzen Tag über offen, und auch als wir weiter in die Berge auf Guanacojagd gehen, bleiben unsere Sachen ruhig in dem offenen Zimmer an der Landstraße. „Stehlen" scheint in dieser Ortschaft ein unbekannter Begriff zu sein. Es wohnen stolze, schöne, gesunde Menschen hier oben — vielleicht sind es Abkömmlinge vom Stamme der Inkas.

Bunte Chronik

* **Italienische Auswanderung.** Im vergangenen Jahre betrug die Zahl der italienischen Auswanderer insgesamt 250 000. Der größte Teil davon, 132 000, ging nach Frankreich, 60 000 nach Argentinien, 36 000 nach den Vereinigten Staaten, 11 000 nach Brasilien. Der Rest verteilte sich auf Australien, Kanada und Uruguay.

*

* **Teeknappheit in Rußland.** Dem russischen Nationalgetränk droht ernste Gefahr; schon jetzt macht sich in Moskau ein empfindlicher Mangel an Tee bemerkbar. Als Grund für die Knappheit werden die chinesischen Wirren angegeben, die eine regelmäßige Einfuhr nach Rußland unterbinden. Es soll versucht werden, die fehlenden Mengen über England einzuführen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.